

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

TEDBooks



Foto: Sofia Ruzo

Andrés Ruzo, aufgewachsen zwischen Texas, Nicaragua und Peru, ist ein junger Geowissenschaftler, der für »National Geographic« schreibt.

Gibt es den kochenden Fluss wirklich?

Schon als Kind hatte Andrés Ruzo von diesem geheimnisvollen Mythos gehört und macht sich als Erwachsener auf die Reise in die Tiefen des Amazonas. Er begegnet Holzfällern, Schamanen und Indianern, die ihm bei seiner Suche helfen. Und tatsächlich: An einer Stelle des Flusses ist das Wasser so heiß, dass es brodelt und die Einheimischen ihren Tee damit zubereiten; kleine Tierchen, die hineinfallen, sind auf der Stelle durchgegart. Als einer der Ersten untersucht und dokumentiert Ruzo dieses Wunder der Natur.

Andrés Ruzo

Der kochende Fluss – eine Reise zum Amazonas

Aus dem Englischen
von Irmengard Gabler

 | FISCHER



TEDBooks

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Dezember 2016

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel:
»The Boiling River. Adventure and Discovery in the Amazon«
im Verlag Simon & Schuster, Inc., New York
© 2016 by Andrés Ruzo

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03691-2

Inhalt

1	Enthüllungen im Dunkeln	9
2	Die Legende meines Großvaters	14
3	Dumme Fragen	22
4	Nur eine Geschichte	26
5	Sichtbar und doch verborgen	33
6	Hoffnungen und harte Fakten	42
7	Der Fluss	55
8	Der Schamane	66
9	Eine langersehnte Rückkehr	75
10	Die Zeremonie	84
11	Dschungelgeister	92
12	Das Corpus Delicti	103
13	Die größte Bedrohung	111
14	Paititi	124
	Epilog	134
	Dank	139
	Bildnachweis	141

1

Enthüllungen im Dunkeln

Ich stehe auf einem Felsen inmitten eines Flusses. Die Nacht des Dschungels umhüllt mich. Instinktiv greife ich nach oben und schalte meine Stirnlampe aus. Das Schwarz ist jetzt vollkommen, ich bleibe stehen und warte. Ich hatte die Dunkelheit vermisst. Ich atme ein. Die Luft ist dick und unnatürlich heiß, sogar für das Amazonasgebiet. Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, hebt sich die Silhouette des Dschungels allmählich von der Nacht ab: Schwarztöne, Grautöne, dunkles Blau, sogar Silberweiß. Es ist erstaunlich, was uns entgeht, wenn die Lichter an sind. Der Mond ist nur eine schmale Sichel, und zahllose Sterne beherrschen den Himmel über mir, erhellen die Weiten des Dschungels und tauchen jedes Blatt, jeden Stein in ihr sanftes Licht. Rings um mich herum steigen Dämpfe auf, wie Geister im Sternenlicht. Einige sind dünne Dunstfahnen, andere dicke Wolken, die sich wie in Zeitlupe bauschen.

Ich lege mich flach auf den Felsen und beobachte reglos, wie der Dampf in die Nacht aufsteigt. Sobald eine kühle Brise bläst, verdichten sich die Nebel zu blassen, graublauen Wirbeln, die sich gegen den Himmel kräuseln. Der Fels unter mir schimmert weißlich im schwachen Licht. Wo mein Rücken und meine Beine die

Oberfläche des Steins berühren, schwitze ich leicht. Ein Wasserschwall, heiß genug, um mich umzubringen, und breiter als eine zweispurige Straße, flutet an meinem Felsen vorbei und ertränkt in seinem Tosen den nächtlichen Dschungelchor. Meine Sinne sind geschärft, und jede meiner Bewegungen ist wohlüberlegt.

Ich befinde mich im Herzen des Peruanischen Amazonasdschungels. Die anderen Mitglieder meines Teams liegen schon im Bett in der kleinen Gemeinde in der Nähe, aber ich könnte jetzt nicht schlafen – nicht bei dem, was hier vor mir liegt. Ich habe Herzklopfen und bin gleichzeitig absolut ruhig. Mein Blick folgt den Dämpfen aus dem Fluss, die zum Firmament aufsteigen und damit verschmelzen. Die Milchstraße erstreckt sich über den Himmel und scheint den Fluss zu spiegeln. Die Inka begriffen die Milchstraße als Himmlischen Strom, als Weg in eine andere Welt, von Geistern bewohnt. So vereinen sich die Dämpfe hier mit zwei großen Flüssen. Es ist klar, warum die Menschen, die hier leben, dem Dschungel große spirituelle Kraft zuschreiben. Die Worte des Schamanen klingen in meinem Kopf nach: »Der Fluss zeigt uns, was wir sehen müssen.«

Ich stehe vor einem der größten Abenteuer meines Lebens. Ich werde noch meinen Kindern und Enkeln davon erzählen – und alles, was ich in diesem Moment unternehme, fügt der Geschichte ein weiteres Kapitel hinzu, in dem jede Sekunde von Bedeutung ist. Auf meinen rechten Arm spritzt siedend heißes Wasser. Nicht länger gedankenverloren, setze ich mich auf und ziehe den Arm an die Brust. Ich erinnere mich an die Worte meines Professors, eines Vulkanologen: »Auf Vulkanen sterben nur die Unerfahrenen, die sich der Gefahr nicht bewusst sind, und die Experten, die vergessen haben, dass dort Gefahr droht.«

Ich stehe auf, vergewissere mich, dass ich einen festen Tritt habe, und springe ans nächstegelegene Ufer zurück. Als ich auf den kochenden Fluss zurückblicke, kann ich mir ein aufgeregtes Flüstern nicht verkneifen: »Es gibt ihn also. Es gibt ihn wirklich.« Ich erinnere mich, dass der Schamane sagte, der Fluss habe mich aus einem bestimmten Grund zu sich gerufen, und spüre, dass eine größere Mission auf mich wartet. Ich werde heute nicht viel Schlaf abbekommen.

Die Dämpfe tanzen im Sternenlicht, als ich mir den Weg zurück zur Hütte bahne, den Kopf voller Gedanken an den Fluss, den dunklen Dschungel ringsum, und an die Geschichte, die darauf wartet, niedergeschrieben zu werden. Diese Geschichte begann mit einer Legende, die man mir als Kind erzählt hat – sie handelt von Forschung und Entdeckung und dem Bedürfnis, etwas zu begreifen, was schier unglaublich erscheint. In dieser Geschichte stoßen moderne Wissenschaft und traditionelle Weltansicht aufeinander – nicht gewaltsam, sondern respektvoll –, vereint in ihrer tiefen Ehrfurcht vor der Natur.

In einer Zeit, in der bereits alles kartographiert, vermessen und verstanden zu sein scheint, stellt dieser Fluss all unser vermeintliches Wissen in Frage. Er hat mich gezwungen, die Grenzen zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten, dem Überlieferten und dem Modernen, zwischen Wissenschaft und Spiritualität anzuzweifeln. Er erinnert uns daran, dass es noch große Wunder zu entdecken gibt. Wir finden sie nicht nur in der schwarzen Leere des Unbekannten, sondern auch im weißen Rauschen des Alltags – in den Dingen, von denen wir kaum Notiz nehmen, die unserer Aufmerksamkeit fast entgehen, sogar im Detail einer Geschichte.

2

Die Legende meines Großvaters

Das Geräusch von heißem Wasser, das in eine Teetasse rinnt, erfüllt die kühle Luft der Küche. Ich werfe einen Blick aus dem Fenster, auf die Ausläufer der Anden, die in Limas grauen Winterhimmel ragen. Der Winter in Lima hat stets eine gewisse Regellosigkeit an sich, und dieser August macht keine Ausnahme. Ich bin zwölf Jahre alt, sitze in der Küche im Haus meiner Tante und warte gespannt auf die Ankunft meines Großvaters.

Während ich ungeduldig auf die Uhr starre, steht Dioni, die Köchin meiner Tante, am Waschbecken und schält dicke peruanische Karotten. Sie ist für mich wie eine Großmutter. »Es ist schön, dass du uns besuchen kommst«, sagt sie, ohne den Blick von der Arbeit zu heben. Dioni spricht Spanisch mit einem starken Quechua-Akzent. Quechua, die Sprache der Inka, wird sehr besonnen und zurückhaltend gesprochen – weil sie in der Kälte der hohen Anden entstanden ist, sagt man. Dionis Stimme erinnert mich daran, dass die Sprache der Inka mehr als vierhundert Jahre nach der spanischen Eroberung noch immer sehr lebendig ist.

Sie fährt fort: »Deine Tante hat mir erzählt, dein Vater und seine Brüder hätten dich eine Woche lang nach Marcahuasi mit aufgenommen! Das ist sehr hoch, dafür bist du noch zu klein!«

Ich setze mich auf einen Barhocker am Ende der Kücheninsel und bereite mir meinen Mate de Coca, indem ich die staubig grünen Blätter in heißes Wasser tauche, bis es blass golden wird.

»Hast du die Blätter aus Marcahuasi mitgebracht?«, fragt Dioni. Ich nicke. »Das da sind die echten Coca-Blätter, die aus den Bergen – sie schmecken viel besser als die aus dem Supermarkt.«

Ich nehme den ersten Schluck und genieße den erdigen, krautigen Geschmack. Vor einer Woche, auf der kalten Hochebene von Marcahuasi, befiel mich eine lähmende Höhenkrankheit. Mate de Coca war das Einzige, was mir Linderung verschaffte.

Endlich kommt mein Großvater durch die Tür und streckt die Arme nach mir aus. Ich laufe ihm entgegen, um ihn zu umarmen, und lache, als er Grimassen schneidet. Einige Menschen tragen das Herz auf der Zunge; er trägt das seine im Gesicht.

Meine Tante Lydia ist bei ihm. »Soll ich dir etwas bringen?«, fragt sie meinen Großvater. »Wir haben Tee.« Er schüttelt den Kopf. »Kaffee?« Wieder Kopfschütteln. »Inca Kola? Saft? Wasser?« Und zuletzt: »Pisco?«

Jetzt strafft sich der Körper meines Großvaters, und ein schlaues Grinsen breitet sich auf seinem Gesicht aus. »Bueeeeno, wenn du mich so fragst ...«

Auf einem eleganten Silbertablett bringt sie eine ordentlich gefaltete Stoffserviette, eine frisch geöffnete Flasche ausgezeichneten Pisco, mit dem Korken nur leicht im Flaschenhals steckend, und ein Tulpenglas aus Kristall. Er gießt sich ein, und wir beide stoßen an, er mit seinem Pisco, ich mit meinem Matetee.

Er kommt auf den Ausflug nach Marcahuasi zu sprechen und erklärt, was er alles besser, schlauer und effizienter gemacht